

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 21 (1931)

**Heft:** 41

**Artikel:** Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]

**Autor:** Schäfer, Wilhelm

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644875>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sennersdöse in Wort und Bild

Nr. 41  
XXI. Jahrgang  
1931

Bern,  
10. Oktober  
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Heimlichkeit.

Von Marie Dutli-Rutishauser.

Nun weiß ich ein kleines Plätzchen  
In meinem verschwiegenden Heim.  
Des Abends, beim Scheiden des Tages  
Grüßt's traulich der Sonne Schein.  
Er spielt um ein kleines Bettchen  
Mit Spitzen und Bändern geschmückt,  
Noch immer hab' ich gelächelt,  
Wenn ich mich drüber gebückt.

Es hat's noch niemand gesehen  
Das heimlich bereitete Nest,  
Drum ist es wohl meiner Seele  
Ein täglich erneutes Fest —  
Wenn ich in der Abendstunde  
Am leeren Bettlein steh'  
Und mit geschlossenen Augen  
Ein kleines Wunder drin seh'!

## Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

Johannes sah, wie er abgewandt stehen blieb, sich schneuzte, seine Brillengläser putzte und schließlich auch mit dem Taschentuch durchs Gesicht fuhr. Ich glaube gar, Sie weinen, Bartholomeus, sagte er schüchtern und wollte aufstehen. Der andere aber winkte ihm ab, wischte nun richtig die Augen aus und setzte sich tatsächlich mit verheultem Gesicht an den Tisch. Johannes war noch immer so bestürzt, daß er nichts zu sagen vermochte, ihn nur fragend ansah, dem eine Träne auf den Rock tropfte und langsam über die schwarze Wolle hinunter rollte.

Bin ich es, der Ihnen diese Demütigung eingebracht hat, fragte er schließlich, weil der Hauslehrer gar nicht mehr sprach, nur starr vor sich auf die alt gebeizte Eichenplatte sah.

Ja, kam die Antwort hart und die Brille hob sich nicht vom Tisch.

Ich dachte nicht, daß Sie sich meinetwegen so aufregen würden, fügte Johannes kleinlaut hinzu und schob nun auch sein Glas fort.

Ihretwegen nicht, kam es sofort mit einer Schärfe zurück, wie er sie nie an ihm gespürt hatte: aber meinetwegen — denn ich bin auch in der Welt.

Da hatte er im Krankenhaus tagelang seine knabhaften Gedanken über das Leben gehabt und war im Begriff gewesen, von neuem mit einer romantischen Idee von Tapferkeit hineinzugehen; und nun saß sein Bartholomeus, dem er im Hof von Holland leichtherzig davongelaufen war, an den er sich gewöhnt hatte wie an ein Möbel und der ihm schließlich auch wie ein solches überdrüssig geworden

war, obwohl er seinen Ernst gern hatte: auf einmal mit Worten und Bildern wie sein Feind vor ihm und war nicht ärgerlich wie sonst, wenn er ihn gehänselt hatte, sondern bis zum Haß gereizt. Soviel ihm in den Tagen widerfuhr, es waren fremde Dinge und Menschen gewesen, hier aber saß der Kamerad, auf den er angewiesen war, und den hatte er durch seine unüberlegte Flucht nicht nur in peinliche Auseinandersetzungen mit dem Vormund, seinem Brot Herrn, sondern auch in demütigende Sorgen gebracht, wie er nun in dieser almodisch aufgeputzten Trinkstube erfuhr:

Denn nachdem sich so der Spalt zwischen ihnen geöffnet hatte, ruhte Johannes nicht, bis er auch einmal auf die Seite des andern hinüber kam, der bis jetzt so treulich seinen Launen nachgeflettert war, und bis der Hauslehrer, schließlich durch seine Art gerührt, ihm ein Geständnis seiner Nöte machte. Und was er da von der Wirklichkeit erfuhr, war etwas anderes, als was seine Augen bisher, neugierig und unberührt vom fremden Dasein, wahrgenommen hatten.

Berthold Kremer, den sein Zögling hänselnd Bartholomeus nannte, hatte schon einmal in Bonn studiert und war in einer Entblösung seines ärmlichen Schädelns dem öffentlichen Mitleid ausgeliefert worden, bevor er Hauslehrer wurde. Als Lehrerssohn aus Runkel an der Lahn und ältester von sieben Geschwistern, die mit vierzehn Füßen auf dem schmalen Gehalt des Vaters standen, war er durch Gnadenbrote und Demütigungen zur Universität gekommen; zunächst als Theolog, weil es dafür die meisten und bequemsten Stipendien gab.

Seine eigene Neigung wäre die Gottesgelehrsamkeit nicht gewesen; er war als Knabe — vom Vater angeleitet — ein leidenschaftlicher Beobachter der kleinen Tierwelt geworden und hatte dadurch eine Jugend gehabt, deren Erinnerungen er später in jeder Ferienzeit mit der Wehmuth eines verlorenen Paradieses wiedersuchte. Den Wasserspinnen und Zikaden, den Libellen und Schmetterlingen in die Verstede ihrer Nester zu folgen, das Geheimnis des Lebens in den seltsamen Verwandlungen ihrer flüchtigen Existenz immer bunter verhüllt zu finden und in den Trieben der Geschöpfe die Gesetze einer Natur zu erkennen, die mit tausend Schlichthen auf den Fortbestand ihrer Erscheinung bedacht war und darum eine millionenfältige Verschwendung mit Existzenzen trieb: die Uner schöpflichkeit solcher Einblicke hatte seinem Knabenleben eine Einheit gegeben, darin jede Entdeckung seiner jungen Wissenschaft auch ein Erlebnis, Glück und Verstand noch keine feindlichen Schwestern waren.

Der ältere Bruder seines Vaters aber, durch die fluge Heirat mit einer ältlichen Fabrikantenwitwe der vermögende Onkel und das geheimnisvolle Nordlicht der Familie, war Seelsorger an der Strafanstalt in Siegburg; er hätte solche Dinge als den Nährboden aller Gottverleugnung und wollte den Verneifer des Knaben in lebenssichere Bahnen bringen. Als Gymnasiast um Gotteswillen und streng gehaltener Zögling des kinderlosen Pfarrhauses hatte Berthold danach die Erziehung als eine Bekämpfung jeder Natürlichkeit und die Abrichtung zu Lebensklugheiten erfahren, wie sie für das Fortkommen auf Erden und mehr noch für die Anwartschaft auf den Himmel angeblich nötig waren. Durch die Kenntnis mancher Schliche und Hintertüren, wie sie der Onkel aus seiner eigenen Laufbahn besaß, kluglich als Stipendiat in Bonn etabliert, hätte er trotzdem mit seinen Zeugnissen und Vergangen mühelos ins Kandidatendasein einlaufen können, wenn nicht der Abscheu gegen die Sinnlosigkeit und Lüge einer solchen Selbstverleugnung ihn zur einzigen Auflehnung seines Lebens gezwungen hätte: sodaß er nach den verzweifelten Gewissenskämpfen von zwei Semestern die Fakultät der Gottes- und Menschenfurcht eigenmächtig aufgab und sich als Student der Naturwissenschaften einschreiben ließ.

Die unterdrückte Leidenschaft seiner Kinderjahre war ihm damit zum Schicksal geworden; denn die Begriffe der Tüchtigkeit, wie er sie aus den Beobachtungen des organischen Lebens in seine menschlichen Verhältnisse übertrug, erwiesen sich als abhängig von Anpassungen ganz anderer Art. Für sein neues Studium lagen die Stipendien nicht so auf der Straße, weil hier keine Besorgnis die alten Jungfern trieb, durch fromme Stiftungen die Gerechtigkeit Gottes zu bestehen. Mit Privatstunden und nächtlichen Schreibarbeiten brachte er sich trotzdem tapfer durch bis in sein fünftes Semester, als ihm eine tüdliche Blinddarmentzündung mit ihren langwierigen Folgen den unsoliden Grund solcher Eigenmächtigkeit ausgiebig dastat.

Er durchlebte einen Frühling danach, wo die Obstbäume wie nie im Schaum der Blüte standen und die buntbebänderten Verbindungen täglich andere Bowlenfeste feierten, sodaß die Landschaft um Bonn mit einer einzigen Singerei von Wein und Liebe und von der herrlichen Studentenzeit am Rhein erfüllt war: er aber hatte nach den blassen Wochen im Krankenhaus, entkräftet und mutlos zu jeder Arbeit, tagelang nichts mehr zu essen und keine andern Sehnsüchte

als seinen Hunger. Sein gerechter Onkel hatte den Wechsel der Fakultät ungädig aufgenommen, und der Vater wäre außerstande gewesen, ihm zu helfen, auch wenn er dem nicht mit einem Rest von Stolz und Liebe die Verzweiflung seiner Lage verheimlicht hätte. So endigte er, durch Schulden immer grausamer bedrängt, als kümmerlich bezahlter Schreiber bei einem Wechselagenten, der durch Darlehen an leichtsinnige Studenten und Herrensohnen eine dunkle Existenz unterhielt; bis er nach Halbjahrsfrist — böswillig angezeigt durch die empörte Standesehre zufälliger Bekannten, die sich mit ihrem Monatswechsel des fragwürdigen Genossen schämten — gefrichen werden sollte als Student.

Es war bereits Dezember und nach den ersten Frösten, während am Rhein schon dünne Schichten von Eis die Ufer säumten und die ersten Schollen wie weißgefrorene Seerosenblätter auf dem dunklen Strom trieben, als er mehr um des Vaters als noch um seinetwillen den Bittbrief des verlorenen Sohns an den Strafanstaltsgeistlichen in Siegburg geschrieben hatte, von der Unerbittlichkeit seiner Lebensnöte weich geprügelt zu jeder Laufbahn: Der aber verwarf ihn, wie der Gerechte Not und Verhängnis mit der Sündenwage misst. Auch der Agent hatte ihn auf Drängen seiner Rundschaft entlassen und ihm die Dachkammer gesperrt. So schlich er eines Abends als ein Augestochener die winterlichen Gassen hinunter an den Rhein, der beim Schein spärlicher Gaslaternen sein gespenstisches Nachtwesen trieb und Platz für alles Überflüssige der Ufer hatte.

Doch auch der Sprung ins schwarze Winterwasser mißglückte ihm; weil eine Verbindung selig betrunknen im Ruderboot noch eine nächtliche Jagd nach den blaß leuchtenden Schollen machte, denen sie die dünnen Leiber wie Philistern zerhieben, wurde er herausgefischt und durch einen Mediziner unter ihnen kunstgerecht ins Leben zurückgebracht. Als sein Bewußtsein aus der Erstarrung aufstaute, lag er zum zweitenmal im Krankenhaus, aufs neue dem Dasein ausgeliefert, wie wenn ihm das nicht einmal im Sterben eine Eigenmächtigkeit zugeben konnte.

Nur war er durch die Zeitungsberichte eine Opferstätte des öffentlichen Mitleids geworden; das hatte dem Tüchtigen keinen Beistand bieten wollen, nach dem Zerschlagenen streckte es die Hände von allen Seiten her, die guten Werke der Barmherzigkeit zu üben. Es wurden Sammlungen für ihn in Umlauf gesetzt, alte Damen fuhren in Rutschern vor und auch die Professoren bemühten sich um ihn: wo trockene Härte gewesen war, schien alles von Menschlichkeit überzufließen. Er hatte fast die Auswahl, wo er die Mittel zum weiteren Studium annehmen sollte; obwohl er statt dem Onkel nun ein Dutzend Tanten und Ratgeber hatte und bei jeder Begegnung gefaßt sein mußte, daß einer ihm ein Trinkgeld in die Hand zu drücken großmütig genug war, hielt er sich scheu geduckt; er war zu schmerzlich geschunden worden, um nicht endlich in der verlangten Demut das Opfer von Zuständen zu sein, die nun mit der selben Sinnlosigkeit barmherzig wurden, mit der sie grausam gewesen waren.

Nach bestandenem Examen — glücklicherweise militärfrei um seiner Kurzsichtigkeit willen — hätte er sein Probejahr an einer Schule anfangen müssen, als ihm der Hauslehrerposten bei Johannes vermittelt wurde, den er in schuldiger Dankbarkeit annahm; auch in der eigenbürtigen Hoff-

nung, sich da die Summe für das Probejahr allmählich zu ersparen. Indessen aber waren zu Hause die Brüder nachgerückt, die etwas lernen wenn auch nicht studieren wollten; so floß sein Gehalt vorläufig die Lahn hinauf. Der Onkel war durch die Zeitungsberichte bei der Rettung seines Zöglings bloßgestellt worden und hatte die Hände ganz von dem Sorgennest in Runkel abgezogen, sodass Berthold für die durch seine Schuld gekränkte Bruderliebe einspringen musste.

Er sah auch keinen Ausweg, dass es fürs erste anders wurde, und hatte diese Rheinfahrt nach Bonn — wo nach dem Erziehungsplan des Vormunds das Studium begonnen werden sollte — in keiner guten Stimmung angetreten, um nun zum drittenmal und wieder auf neue Art, ein Studentendasein anzufangen. Dass es diesmal in den äusseren Formen der Wohlhabenheit geschah, war keine Verschönerung für ihn, der für sich selber jeden Groschen notwendig brauchte, indessen er die Taler fremden Reichtums wie ein Verschwender auszugeben genötigt war. Doch hatte er noch immer das Trostgefühl gehabt, zum wenigsten den Brüdern und damit dem Vater eine Stütze zu sein, bis durch die Flucht seines Zöglings auch das wieder fraglich geworden wäre.

Als er damals im Hof von Holland zu Mainz aufgewacht sei, noch reichlich früh für die vereinbarte Abfahrtszeit, doch viel zu spät, um noch die Spuren des frühen Frühlings zu erreichen, habe er zunächst nicht viel an sich gedacht, er wäre mehr besorgt gewesen, möglichst rasch nach Bonn zu kommen, wo er ihn sicher wiederzufinden hoffte. Gleich auf der Reise aber sei ihm die Misshandlung seiner Lage deutlich geworden. Er habe bis Koblenz den Zug benutzt, um da das Frühstück abzuwarten und enttäuscht rheinab zu fahren: auf dieser Fahrt schon sei er unsicher gewesen, ob er noch von dem anvertrauten Geld zu leben und zu reisen berechtigt wäre? Die Frage hätte ihn belastet mit jedem weiteren Tag, den er danach rheinauf, rheinab vergeblich suchte: er habe sich als außer Dienst gestellt betrachten und allmählich anfangen müssen, mit jeder Ausgabe peinlich zu rechnen. Das schlimmste aber daran sei gewesen, dass er sich selber mit dem fremden Geld in der Tasche als das von seinem Zögling hinterlassen sah, was er als Hauslehrer darstellte: die bezahlte Sache einer fremden Existenz, nichts anderes als ein Koffer, ein Lehrbuch oder bestenfalls ein Hund auch, nur dass er täglich mit seiner Armut wohlleben musste und so gewissermaßen ein Schmarotzerdasein wider Willen führte.

So habe er, nach einem pflichtgemäßen Vorbericht telegraphisch hinbefohlen, auch vor dem Lederstuhl des gichtigen Vormunds gestanden, nicht wie der Burgwirt mit der Kappe in der Hand, unwürdiger trotzdem: denn dieser Maler mit der Dogge sei ein gebildeter Mensch, der Kommerzienrat aber stände als Fabrikant anscheinend in der Uebung, Leute hinauszuschmeißen. Er habe fürs erste mit der Entlassung gedroht — wie das der Lebenszustand der Angestellten sei, dass eine Laune oder ein böser Zufall ihnen mit der Schere die treu erfüllte Existenz abschneiden könne — dann wäre er blaurot und ordinär geworden. Unter allen Schicksalen auf der Erde aber gäbe es kein so schlimmes für einen Mann, unerträglicher als Hunger und Krankheitsqualen, wie die Demütigung, gleich einem Hund angeschauzt zu werden. Und in der modernen Welt wäre es nur den Wenigen mit

dem Geldsack gestattet, sich das zu verbitten, ohne Schaden an ihrer Existenz zu nehmen: härter als alles andere ginge durch die menschlichen Verhältnisse die Grenzlinie der sozialen Abhängigkeit; bei den Wenigen oberhalb bliebe Glück und Unglück im Bereich des Anstandes, bei den Vielen darunter stände gleich die gemeine Entwürdigung daneben. Dass es aber nur der Geldsack wäre, der die Entwürdigung gestatte, das sei der unmenschliche Hohn davon.

Er habe, vorläufig nach Bonn zurückbefohlen, einen zweiten Abend am dunklen Rhein gestanden, der immer noch die Rinnenale seiner Ufer dem Meere zuführte: aber nicht nur, dass der Hauslehrer unterdessen schwimmen gelernt habe, er sei auch als Ernährer seiner Brüder verpflichtet worden, lebendig zu bleiben. So habe er die Glieder, den Kopf und die Kleider am Morgen nach einer schwülen Frühlommernacht unbeschädigt in seine Stube zurückgebracht, nur der Berthold Kremer sei nicht mehr darin gewesen, der läge irgendwo erwürgt im Nied. Nun erst wäre ein brauchbarer Hauslehrer aus ihm geworden, der seiner gestorbenen Existenz auf Wunsch seines Zöglings auch noch die eigene Leichenpredigt gehalten hätte, die Leichenpredigt eines Lehrerssohns aus Runkel an der Lahn, der hochmütig eine eigene Existenz im Leben erwartet habe und dafür gedemütigt worden sei.

\*

Es kam nicht alles im Zusammenhang heraus, es gab Stellen, wo sich der Hauslehrer Mut nehmen musste, seinem Zögling das zu sagen, und wo er mit den Händen an der Tischplatte schob; manches stolperte ihm durcheinander und oftmals setzte sich ein Wort dahin, wo er ein Gefühl verhalten wollte, auch wurden ihm mehr als einmal die Augen naß und zum Schluss ließen wahre Bäche der Erregung unter den scharfgeschliffenen Brillengläsern heraus; für Johannes aber, der in eine Welt gelaufen war, von der er nichts wusste als sich selber, war die Entladung eines Gewitters darin. Seine ganze törichte Knabenhaftigkeit mit allen Sehnsüchten und Gedankenfetzen, seine spitzfindigen Unterscheidungen und neugierigen Gefühle: alles lag zerbrochen von diesem Hagel der Wirklichkeit am Boden. Selbst seine Erlebnisse verloren ihren Schatten, als er durch seinen treuen, oft gehänselten und um seiner ängstlichen Sorge willen verspotteten Bartholomeus zum erstenmal das Schicksal der wirtschaftlichen Abhängigkeit erlebte und darin das Unglück des Malers Christian Mierse noch einmal gespiegelt sah.

Da hatte er sich mit einer großmächtigen Tapferkeit zwischen Gott und Tier für die Menschlichkeit entschieden: nun sah er, was für ein Holzscherwund das in seinen Händen gewesen war, und die erste Ahnung fuhr fern und brausend in das harmlose Dasein seiner Abenteuer, aus welcher Verzweiflung äußerer Lebensnöte sich ein Menschenherz inbrünstig zu Gott und zu dem Trostbild einer himmlischen Vergeltung hinflüchten konnte.

## IX.

Sie tranken ihren Rotwein, den der Bartholomeus als sein Haushalter bezahlen konnte — Johannes hatte nie an den Grimm gedacht, den das bei ihm auslösen musste — nicht aus. Ihm war auch nicht danach, Worte zu finden; die größten kamen ihm wie Kleinmünze vor, nicht einmal die Hand vermochte er ihm zu geben, aus Scheu, wie abgebraucht auch diese Gebärde war. Erst als sie ohne zu merken — statt

links das Treppchen hinunter auf den Biezaudweg geradeaus gegangen waren und so über den längeren Fahrweg an die Martinskapelle kamen, als sie noch immer schweigend da



Ulrich Zwingli.

wieder in den Rhein hinunter sahen, auf dem gerade ein Dampfer läutete und sein Hinterteil schräg in den Strom eindröhob, um sich von der Strömung ans Ufer drücken zu lassen: fasste Johannes sich das Herz zu fragen, warum er nie mit ihm von diesen Dingen gesprochen habe?

Es schien ihm, als bliebe sein Begleiter erschrocken stehen, und obwohl in dem blassen Gesicht noch immer die Erregung zuckte, war doch wieder etwas von seinem gewohnten Bartholomeus darin, als er nicht mehr zornig, mehr in bitterem Galgenhumor und dennoch ängstlich antwortete, wie wenn ihm das zu sagen nicht zustände: Ich bin Ihr Hauslehrer und es gehört nicht zu dieser Verpflichtung, von meinen eigenen Dingen zu sprechen.

Da endlich fand Johannes einen Ausdruck für sein Gefühl, von dem er nicht wußte, ob er für ihn und den Augenblick richtig war, der ihm aber den Druck inwendig löste: Bartholomeus, sagte er und wandte sich ihm bittenden Auges zu, ich habe keine Eltern gehabt, nur ganz früh noch den Vater, der mich nach Basel brachte, weil er als Elsäßer durch den Krieg nicht unter die Preußen geraten aber auch kein Franzose werden wollte; nachher bin ich Zögling bei einem strengen Pfarrer gewesen und heute habe ich einen Hauslehrer, den mein Onkel und Vormund von meinem Geld bezahlt; nur einen Kameraden habe ich niemals gehabt: wollen Sie das werden, Bartholomeus, und wollen Sie wohl haben, daß wir Du zueinander sagen?

Der andere war klug genug, in dem knabenhaften An-gebot die menschliche Not zu fühlen, und so fand Johannes an diesem Vormittag bei der Martinskapelle seinen ersten Freund. Sie gingen dann, weil das verrostete Eisentor über der alten Steintreppe offen stand, auf den verwahrlosten kleinen Kirchhof hinauf, wo sie die Wand der Kapelle vor dem kalten Wind schützte und eine brüchige Holzbank

war. Da nahm er sich ein Herz, nicht zu erzählen doch anzudeuten, warum er nicht aus Klingenbach fortkönnen und in welches Haus er noch einen Gang zu tun hätte: Wenn du mir sagen kannst, daß es falsch sei, tue ich es nicht; nur darfst du nicht aus Sorge um mich abraten, weil ich dich und nicht den Hauslehrer frage!

In der gleichen Bestürzung, mit der er die Beichte angehört hatte, nahm Bartholomeus auch die Frage hin, und wußte nichts zu antworten, weil ihm die Rolle als Freund noch viel zu neu war.

Was würdest du tun? fragte Johannes da: an meiner Stelle und nach deinem Gewissen?

Ich würde hingehen, sagte er rasch und wurde rot dabei.

(Schluß folgt.)

## Ulrich Zwinglis Tod.

11. Oktober 1531 in der Schlacht zu Kappel.

Am 11. Oktober sind es 400 Jahre, daß der große Zürcher Reformator Ulrich Zwingli im Kampf mit den katholischen Kantonen bei Kappel fiel. Neben Calvin war er der Begründer der reformierten Kirche. Zwingli wurde geboren am 1. Januar 1484 in Wildhaus. Um das Jahr 1506 war er Pfarrer in Glarus. Von 1512 bis 1515 amtierte er als Feldprediger bei den Schweizer Truppen in Oberitalien. 1516 treffen wir sodann Zwingli als Prediger im Kloster Maria-Einsiedeln. Drei Jahre später wurde er als Leutpriester an das Grossmünster in Zürich berufen. In dieser Zeit trat er mit voller Überzeugung und mit Eifer für die Reformation ein. Im Jahre 1522 bekämpfte er die katholischen Fastengebote und gewann den Magistrat von Zürich für sich. 1525 verheiratete er sich mit Anna Meyer von Raronau. Großes Ansehen genoss er als geistlicher und politischer Berater und Führer der Zürcher Regierung. Nachdem Bern der Reformation beigetreten war, wurde der Kampf mit den katholischen Urfantonen aufgenommen. In dieser Zeit geriet Zwingli ebenfalls mit Luther wegen der Abendmahlslehre in Streit. Über den großen Meister schreibt Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis am Grossmünster in Zürich: „Ulrich Zwingli ist im Essen und Trinken ein gar mässiger Mensch gewesen. Früh ist er aufgestanden. Viel hat er bei Nacht ausgerichtet mit Schreiben, doch auch nur dann, wenn er mit Geschäftchen, die keinen Aufschub noch Verzug leiden mochten, überladen war. Sonst beßlich er sich immer rechter notwendiger Ruhe. In seinen Predigten war er ganz fleißig, einfach und verständlich, also daß ihn männlich gern hörte und ein großer Zulauf des Volkes zu ihm war. Im Lehren war er gar verständlich und gut zu merken, in Strafen gar ernsthaft und erschrecklich, doch väterlich, im Vermahnungen gar inbrüstig und eindringlich und im Troosten sehr anmutig und lieblich. Sein Gespräch war auch anmutig und lieblich, denn er redete gar ländlich und war dem fremden angenommenen Gecklapp, der kanzleischen Verwirrung und Bracht der unnützen Worte ungünstig. Das Gebet vor der Kirche hält er mit grossem Ernst, vermahnte streng zum Gebet und betete auch besonders viel und stet. Viel Arbeit und Mühs hat er auch mit der Schule gehabt, daß sie recht eingerichtet und man die Jugend darin nützlich lehrte. Großen Ruhm hat er erlangt von der Disputation, die er zu Bern half fertigen und die er zu Marburg vor den Fürsten, vor dem Adel und vor Gelehrten mit Doktor Luther selber gehalten hat. Ihm ist von fernern und vielen Orten, von Fürsten, Edeln, Gelehrten und Ungelehrten viel geschrieben worden. Der tägliche Ueberlauf von Reichen, Armen, Einheimischen und Fremden bei Tag und Nacht war ihm sehr beschwerlich. Die vertrieben waren von des Glaubens wegen, flohen